

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 36

Artikel: Ein Doppelleben [Fortsetzung]
Autor: Widmann, Joseph Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 36 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 8. September 1923

Die Zeit geht nicht.

Von Gottfried Keller.

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanferai,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blüht ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An²dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Sroh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

Es war ein herrlicher Sommertag, als die Drei ihr Frühstück am Fuße eines mächtigen Maple-Tree (Ahorn) einnahmen. Schon deuteten im dichten Grün des Wipfels einige purpurrote Blätter, die wie Rosen glühten, darauf hin, daß des Sommers Mitte überschritten sei; aber ihrer waren noch wenige und ein warmer, nicht schwüler Luftzug strich über die am Holztische ihr Frühstück verzehrenden Menschen hin.

Mit Bewunderung hing Stauntons Blick an dem Mädchen, das ihm heute, da es sich innerhalb des eigenen Besitzums mit ruhiger Sicherheit bewegte, noch hundertmal lebenswerter vorkam als tags zuvor. Sie selbst aber vermied es, seinen Blicken mit den ihrigen zu begegnen, damit der Fremde in ihren Augen das Gefühl nicht lesen sollte, das seine Gegenwart erregt hatte. Gleichwohl war sie heiter in ihren Worten, konnte aber zuweilen ein verräterisches Rot, das über ihre Wangen flog, nicht verbergen. Der Alte schien heute bessern Humors als gestern. Er hatte schon früh nach den Pferden gesehen und ihnen Futter und die Tränke gereicht. Jetzt begann er den Gast ohne unziemliche Neugier, aber mit menschlichem Anteil nach den Geschäften zu fragen, die ihn in diese Gegend geführt. Staunend nahm Grace diese Wandlung des Vaters wahr und in ihrem Herzen sagte sie sich: Natürlich! Wer könnte diesem Manne widerstehen! — Das war die Rukanwendung, die das Mädchen im Stillen machte, als ihr Vater dem Fremdling freundlicher begegnete als sonst irgend einem andern.

Staunton seinerseits rückte auf diese Fragen mit einem Vorschlage heraus, der ihn, so hoffte er, seinem Ziele mächtig nähern sollte. „Was meinen Sie?“ sagte er zu dem alten Apotheker, „was meinen Sie, wenn ich diese Gegend zum Hauptquartiere machte für meine Ausflüge in die westlich liegenden ausgedehnten Waldungen? Nicht hier in dieser idyllischen Einsamkeit soll man die fallende Art des Lumberman (Holzhacker) hören. Aber ich bedarf eines Punktes, wo ich den von mir zu dingenden Arbeitern näher bin als in Toronto. Und da habe ich mir in dieser Nacht ausgemalt, daß Sie mir hier Quartier gewähren würden auf Ihrem Grund und Boden, wenn ich dafür statt dieser Hütte Ihnen ein bequemes Haus auführen ließe, das, bemerken Sie wohl, nicht mein, sondern Ihr Eigentum sein sollte.“

Wenn Grace jetzt bis in den Nacken errödete und doch nicht ins Haus fortzueilen vermochte, da sie die Antwort des Vaters zu hören gar zu begierig war, so kann ihr dies nicht verübelt werden. Denn aus der Rede des jungen Freundes ging seine Absicht, — wenigstens für das Ohr eines liebenden Mädchens, — deutlich genug hervor. Aber auch der Alte schien auf einmal zu begreifen, daß möglicherweise seine Tochter der Hauptziehungspunkt sein dürfte für die Wahl dieses „idyllischen Plazes“ zum „Hauptquartier“. Nun war der alte Naturforscher trotz seiner Menschen-scheu und seinen sonstigen Grillen im Grunde seiner Seele ein guter Vater und ein hinlänglich verständiger Mann, der sich sagen mußte, daß ja allerdings eine Heirat der Tochter für ihn und sie das größte Glück wäre, vorausgesetzt, das

Mädchen bleibe mit ihrem Gatten bei ihm wohnen bis zu seinem Tode. Oft schon hatte er mit Sorgen an den Zeitpunkt gedacht, da er aus der Welt gehen würde, ohne Grace hinlänglich versorgt zu wissen. Von derartigen Gedanken auch jetzt erfüllt, antwortete er daher dem jungen Manne einfach: „Mr. Vernon! Was Sie da gesagt haben, das gibt zu denken. Machen wir es so: Sie bleiben zunächst unser Gast auf ein paar Tage und reiten die Gegend ab, damit Sie wissen, ob der Wald Ihnen taugt zu Ihrem Zwecke. Und dann, na, wenn er Ihnen dann gefällt, dann sprechen wir weiter von dem „verdammt“ neuen Hause.“ Mit diesen Worten erhob sich der Apotheker und schnitt weitere Erörterungen für einstweilen ab.

So unverbindlich der Zusatz „verdammt“ klingen mochte, Staunton freute sich doch gerade über dieses Wort am meisten. Denn nach der gestrigen Belehrung der Tochter über die Gemütsbeschaffenheit des Vaters mußte sich Staunton sagen, dem Alten sei das Projekt offenbar bereits sehr lieb geworden, so lieb, daß er es durch affektierte Abneigung gleichsam zu asskurieren gedachte gegen den Reid des Schicksals.

Es folgten nun einige Tage, die Staunton in jenem Taumel zubrachte, in den neue Liebe das Herz des Menschen zu versehen pflegt. Das Geheimnis, warum der Mann so leicht eine Mädchenseele betört, liegt darin, daß seine eigene Seele betört, berauscht, ja von der Leidenschaft um all ihr Selbstbewußtsein betrogen ist. An den Vormittagen, da Grace durch Bereitung des Mittagmahles sich ans Haus gefesselt sah, verließ Staunton selten die kleine Pflanzung; immer war er in der Nähe des geliebten Mädchens und fühlte sich glücklich, selbst Hand anlegen zu dürfen bei ihren kleinen Verrichtungen. Aber in den Nachmittagsstunden war es dann Grace, die den jungen Mann auf jenen Ausflügen begleitete, die sie, einige Male zu Pferde, meistens aber zu Fuß unternahm. Da schritten sie dann zuweilen durch eine paradiesische Wildnis, den Stammelnern des menschlichen Geschlechts gleich, was Einsamkeit ihrer Umgebung anbetrifft. Die Spottdroffel flatterte vor ihnen auf; neugierig blickte aus seiner hohen Zimmermannswerkstätte der fleißige Specht auf das wandelnde Paar hinab und von schwankenden Tannen herab grüßten girrende Wildtauben die Liebenden.

In diesen verschwiegenen Büschen, die oft so enge zusammentraten, daß die hohen Gestalten, die Arm in Arm gingen, sich dicht aneinander drängen mußten, falls sie einander nicht wollten fahren lassen — und sie wollten es nicht — da geschah es, daß mit einem Male das schöne Mädchen an Stauntons Brust lag und daß seine Arme sie innig umschlangen; und als es das erstemal geschehen war, da geschah es wieder und immer wieder, und von da an wohnte unter dem Laubgezelt des Waldes die Liebe in ihrer triumphierendsten Gestalt.

Wäre Staunton, dessen dunkle Charaktereigenschaften wir neben den besseren Seiten seines Wesens bereits öfter hervorgehoben haben, ein gewöhnlicher, dem bloßen flüchtigen Genusse huldigender Mensch gewesen, so würde es ihm unter solchen Umständen nicht schwer gefallen sein, das Mädchen, das mit aller Innigkeit einer ersten Leidenschaft sich ihm hingab, zu verführen und dann, wenn er des Spiels

müde geworden, sie zu verlassen. Eine solche Handlungsweise wäre ihm jedoch unmöglich gewesen. Er liebte Grace wirklich und in der Liebe liegt immer als ein wesentliches Element die Achtung. Darum war es für ihn ausgemacht, daß Grace sein angetrautes Weib werden müsse. Und er kam sich, indem er so handelte, als ein ganz waderer Bursche vor. Himmel! sagte er sich. Ein anderer würde die Blume pflücken und nachher achtlos liegen lassen. Ich lege sie an mein Herz als mein höchstes Gut und will sie hegen und pflegen, wie man ein heiliges Kleinod aufbewahrt. Wohl kann ich dies nur erreichen durch eine Handlung gegen die Gesetze. Aber erfülle ich so nicht ein heiligeres Gesetz, als jene Ordnung der Gesellschaft eines ist? Und am Ende! Was tue ich anderes, als was drüben in Europa die alte Welt sich gefallen läßt von ihren Fürsten und Kaisern? Hat nicht dieser und jener große und kleine Herrscher neben seiner Ehe irgendeine Trauung an die linke Hand sich gestattet, eine morgantische Ehe vorgenommen bei Lebzeiten der ersten Gattin? Und ein freier amerikanischer Bürger soll nicht tun dürfen, was der nächste beste Duodezfürst der alten Welt sich herausnimmt? Ich tu's, ich wag's, ja! Wenn ich es nicht täte, wenn ich diese süßen blauen Augen des arglosen Mädchens mit Tränen der Verzweiflung anfüllen würde, dann wäre ich ein Verbrecher! So aber handle ich zu unser aller Glück.

Gegen solche Illusionen der Leidenschaft erhob sich allerdings eine innere Stimme, die dem Verblendeten deutlich sagte, er hätte es nie so weit sollen kommen lassen, er sei durch den falschen Namen, den er angab, von der Bahn der Rechtllichkeit abgewichen und wandle auf Wegen des Betrugs. Aber das war nun einmal geschehen und Staunton pflegte, wie es Leuten seines Temperaments eigentümlich ist, nicht gern zurückzublicken. Er lebte der berausenden Gegenwart und schaute in die Zukunft mit dem Gefühl einer Persönlichkeit, die den Kampf mit allfälligen Schwierigkeiten nicht zu scheuen braucht.

So trat denn Staunton, oder wie er nun immer genannt wurde, Mr. Vernon, vor den alten Apotheker mit seiner Werbung und unterstützte dieselbe, indem er vor den Vater des geliebten Mädchens eine mit Banknoten gefüllte Tasche hinlegte, angeblich sein ganzes Vermögen; denn es schien ihm klug, sich nicht für einen sehr reichen, wohl aber für einen besitzenden, häßigen Mann auszugeben. Was hätte der Apotheker, der seine Tochter nur anzusehen brauchte, um auf den glückstrahlenden Zügen des zitternden Mädchens die hingebendste Liebe zu dem Gaste zu lesen, gegen diese Verbindung vorbringen wollen? Er gab seine Zustimmung mit einigen recht fürchterlich klingenden Redensarten, während sein runzliges Gesicht vor Rührung zuckte.

Bierzehn Tage später stand bereits das neue Haus einen Büchsen schuß entfernt von der bisherigen Hütte fertig da, und Staunton hatte für die innere bequeme Einrichtung der Gemächer Sorge getragen, indem er aus dem nicht allzu entfernten Toronto kommen ließ, was ihm zweckdienlich und angenehm schien.

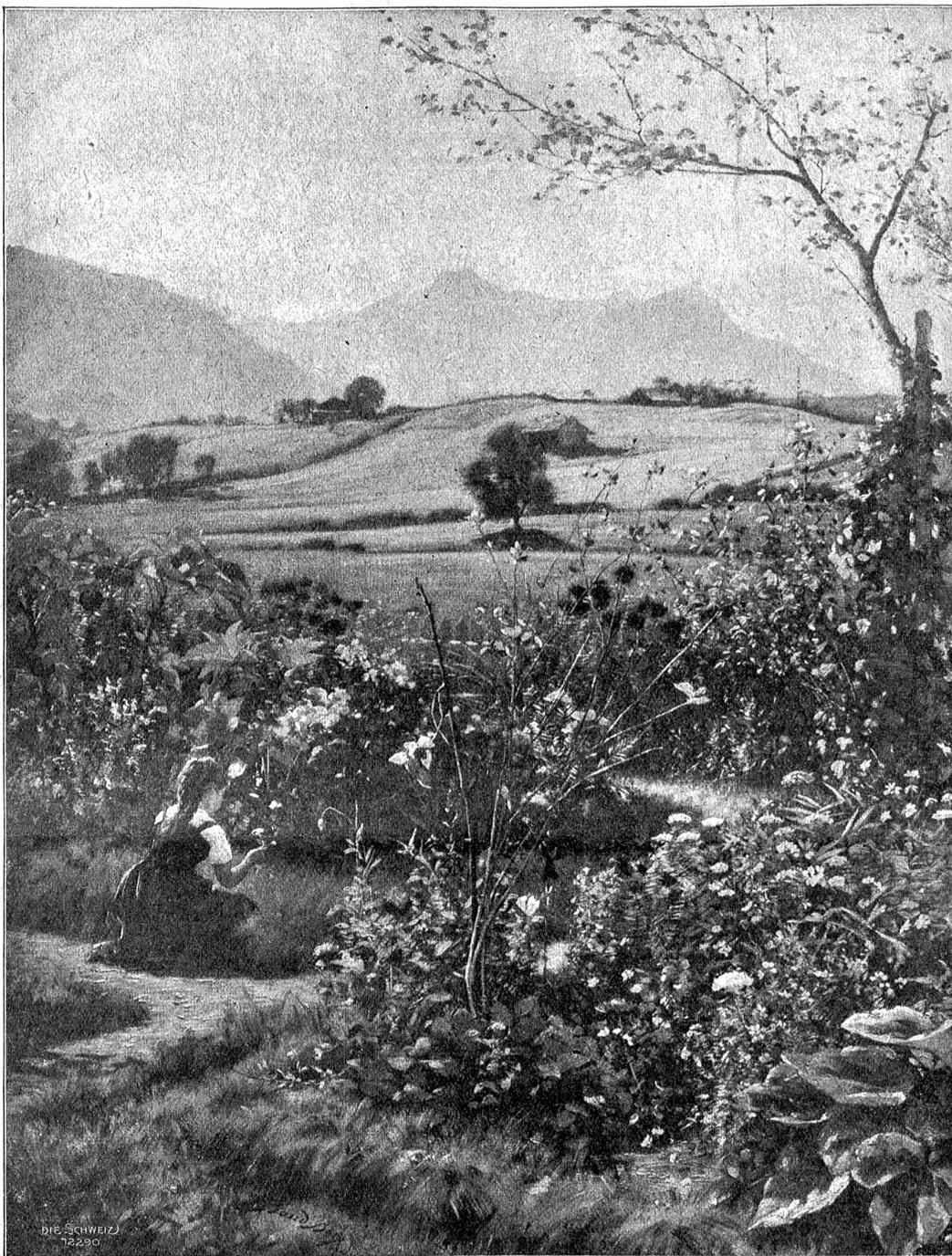
Und nun, als eines Sonntags der die einzelnen im Walde zerstreuten Ansiedelungen besuchende Reiseprediger wieder bei Vernon-House, wie sie den Platz jetzt nannten, vorsprach, fand er daselbst ein zur Einsegnung gerüstetes Brautpaar und zwei einfache Zimmerleute, die als Trau-

zeugen figurierten. Es war ein schon fast herbstlicher Tag und durch den Wald glänzten die goldenen Farbenflammen der Ahornwipfel; als die Abendsonne ihre letzten Strahlen auf die Richtung streute, sah sie den Einzug des glücklichen Paares in seine neue Behausung.

Sechs weitere Wochen ungetrübter stiller Freuden hielten ihren Einzug unterm Waldesdache. Dann aber kam eines Tages ein Augenblick, auf den Grace freilich längst vorbereitet war, der ihr aber dennoch die Fassung raubte: die Abreise ihres Gatten. Staunton hatte ihr von jeher gesagt, er werde jeweilen nur einen kleinen Teil des Jahres mit ihr verleben können, denn seine Geschäfte nötigten ihn, wie er das unerfahrene Mädchen leicht konnte glauben machen, zu immerwährenden Reisen nach den großen Städten am atlantischen Ozean. Dort habe er für den Verkauf des Holzes zu sorgen, das in den Wäldern am Ontario für ihn geschlagen werde. Wirklich hatte Staunton eine Anzahl lumbermen gedungen,

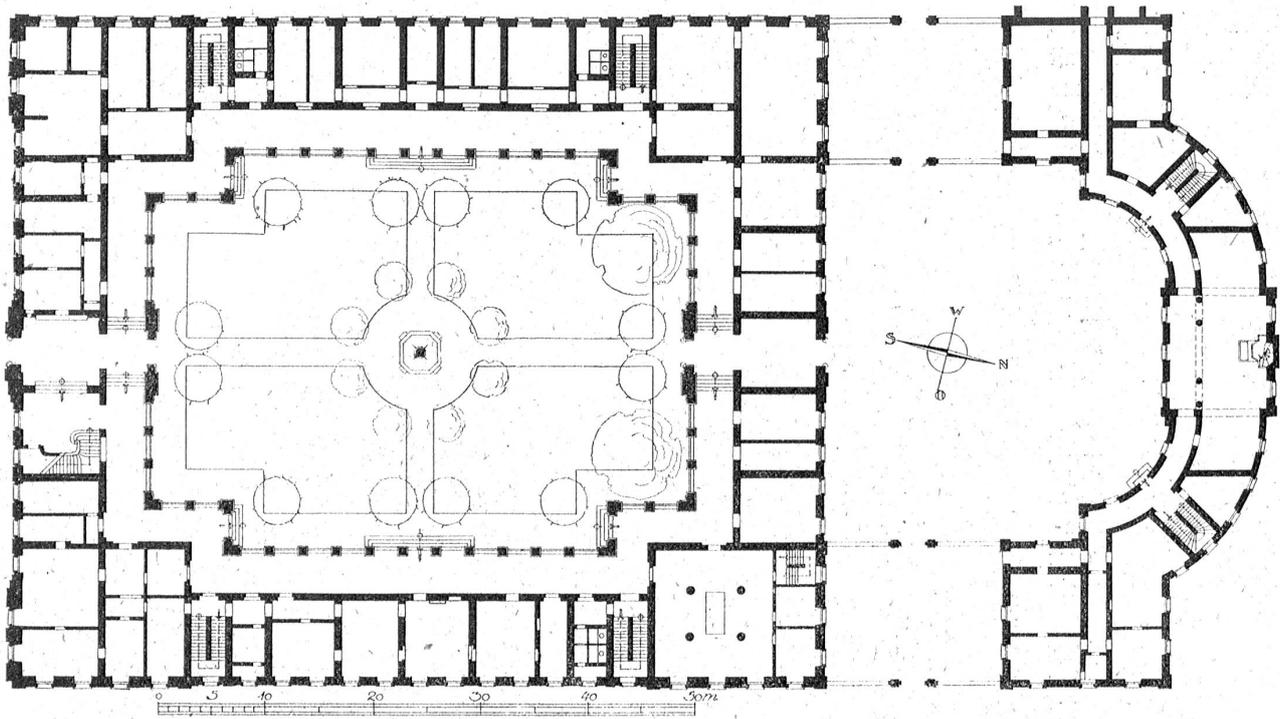
die auf Rechnung von Mr. Vernon arbeiteten. Aber von dem Umfange dieses mehr zum Schein betriebenen Holzhandels hatte Grace um so weniger eine Vorstellung, als die Plätze, wo Bäume gefällt wurden, sich in einer mehrere Wegstunden von Vernon-House entfernten Waldgegend befanden.

Der Scheidende tat sein Bestes, die Weinende zu beruhigen; er sprach von einer möglichen Wiederkehr schon auf Weihnacht, versprach häufige Briefe und Zusendungen und gab an, daß Briefe, welche poste restante einfach an Mr. Vernon nach New York adressiert würden, von ihm daselbst würden in Empfang genommen werden, da seine



Baud-Booy: Sonntagmorgen im Garten zu Aeschi.

Geschäfte ihn am häufigsten in diese Stadt führten. Diese kleinen Kniffe, deren sich Staunton jetzt bedienen mußte, trugen am meisten dazu bei, ihm das Uneheliche und Unrechtmäßige seiner Handlungsweise begreiflich zu machen, weil er im Grunde doch noch gut genug war, jede Lüge, die er aussprach, als eine Demütigung und Schmach in seiner Seele brennen zu fühlen. Aber er kam darüber ebenso weg, wie er es vermocht hatte, während seines langen Aufenthaltes in den Wäldern heimlich von Toronto aus Briefe an Georgine gelangen zu lassen, die ihr die Versicherung gaben, er sei von wichtigen Geschäften hingehalten, werde aber mit Winters Anfang wieder in ihren Armen sein.



Das Bürgerspital in Bern. — Grundriss des Erdgeschosses.

So drückte er denn dem alten Vater herzlich die Hand, belud sich mit einer Menge naturhistorischer Merkwürdigkeiten, die der Naturforscher dem Schwiegerohne in Kommission übergab, ließ sich von seiner schönen, in Tränen schwimmenden jungen Frau ein Stündchen weit durch den Wald begleiten und riß sich endlich, selbst Tränen vergießend, nur mühsam von ihr los, nachdem er unter vielen Küssen, mit denen er das glühende Antlitz der Gattin bedeckte, alle Segnungen des Himmels auf ihr blondes Haupt herabgefleht hatte. Und dies war nicht Schauspielerei. Staunton fühlte alles, was er sprach und tat, lebhaft in seinem wogenden Gemüte und in seiner heißen Phantasie. (Fortf. folgt.)

Das Bürgerspital in Bern.

Die Bewohner des Bürgerspitals hegen Auswanderungsabsichten. Schon haben sie sich — genauer: hat die Direktion des Bürgerspitals sich nach einem neuen Heim umgesehen. Es bestehen für einen Neubau draußen auf dem Esenaugut ernstgemeinte Pläne. Von diesen soll hier in der nächsten Nummer die Rede sein.

Es müssen schwerwiegende Gründe sein, die die Bürgergemeinde veranlassen, ihre Pfründer und Kostgänger aus dem schönen und geräumigen Bau am Bubenberglplatz ausziehen zu lassen, um sie in einem neuen Millionenbau unterzubringen. Diese Gründe sind vorhanden: Platzmangel und drohende Exmision. Die Bürgergemeinde hat sich seit den Tagen, da der alte Bau entstand, stark vergrößert, und mit der Zahl der Bürger ist auch die Zahl der Pfründer stetig gewachsen; man weiß auch, daß die Erweiterung des Bahnhofes, die unmöglich noch Jahrzehnte hinausgeschoben werden kann, zum mindesten das Nebengebäude auf der Hinterseite des Spitals beanspruchen wird. So besteht tatsächlich für die Bürgergemeinde eine Zwangssituation, die am besten durch Wegzug gelöst wird.

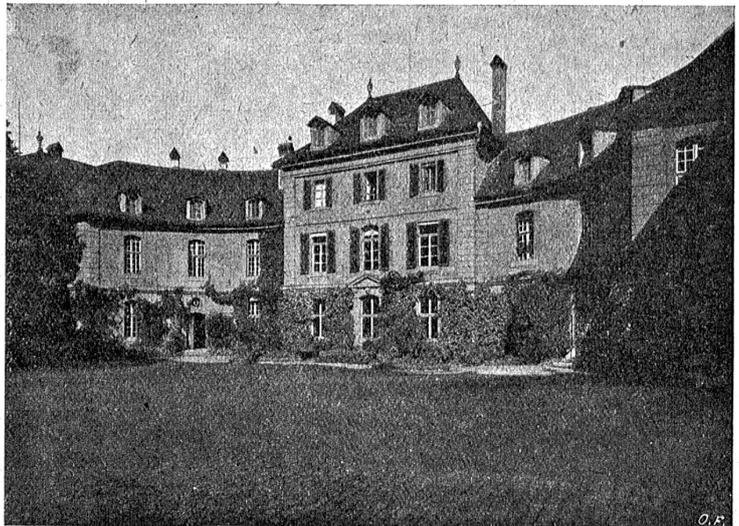
Der Entschluß dazu mag der Bürgerschaft

schwer genug geworden sein; denn der alte schöne Bau war während mehr als anderthalb Jahrhunderten der repräsentative Beweis bernburgerlicher Fürsorglichkeit, aber auch der Beweis großzügiger, kunstliebender Baupolitik. Pietät und historischer Sinn forderten zum Bleiben auf, so lange es irgendwie möglich war.

Nun die Würfel gefallen sind und das, oder wie man in Bern allgemein sagt, „der“ Bürgerspital als Gebäude seinem ursprünglichen Zwecke wohl in Bälde entfremdet sein wird, mag ein Rückblick auf seine Geschichte am Platze sein.*)

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, d. h. nach dem Bau des Bürgerspitals im Jahre 1741, besaß die Stadt Bern zwei größere Spitäler: den Inselfspital, seit 1718 in einem Neubau an der Inselfgasse (heute Theodor Kocher-

*) Nach Meßmer, Der Bürgerspital und Ed. von Rodt, Bern im XVIII. Jahrhundert. Klischees aus: „Das Bürgerhaus in der Schweiz“, XI. Bd., II. Teil.



Das Bürgerspital in Bern. — Hintergebäude.